

deswohl waren wichtige Schlagworte in den Befragungen und der öffentlichen Auseinandersetzung mit der Bevölkerungsentwicklung. Vor allem männliche Verhaltensweisen seien als problematisch (weil potenziell unverantwortlich) wahrgenommen worden. Stabile Familienverhältnisse galten den Forschern und Forscherinnen als wichtig für eine Begrenzung der Zahl der Kinder, so dass die »Kleinfamilie« als Ziel und Zeichen der Modernität ausgegeben wurde.

Im letzten inhaltlichen Kapitel werden institutionell-akteurszentrierte, diskursive und praxeologische Ansätze zusammengezogen und lokale Kontexte der Wissensproduktion analysiert. Lokal begrenzte »Entwicklungslabore« erscheinen hier – im Einklang mit anderen Forschungen zur Geschichte der Entwicklungspolitik – als relevante Orte der Wissensproduktion mit spezifischen Praktiken und Akteurskonstellationen, an denen das Konzept des »community development« entwickelt wurde. Nicht ohne Grund firmiert in diesem Kapitel auch die Weltbank neben US-Stiftungen und -Universitäten als immer relevantere Akteurin.

Huhle arbeitet die wichtige Rolle der Ärzteschaft für die Bevölkerungsdiskurse in Kolumbien, den Nexus zwischen Entwicklung und Gesundheit seit den 1950er Jahren und den Fokus auf die *comunidad* in den medizinischen und staatlichen gesundheitspolitischen Diskursen heraus.

Durch seine konsequente wissenshistorische Perspektive kann das Buch grundsätzlich konkrete Auseinandersetzungen über Ziele, Konzepte und Handlungsprogramme der Bevölkerungspolitik nachzeichnen, auch, weil die Wechselwirkungen von medizinischer und sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion mit politischen Ideen und entwicklungspolitischen Programmen analysiert werden, was unter anderem durch die Vielzahl der berücksichtigten Akteure gelingt. Huhle

verweist auf die Macht, die aus dem »framing« eines »Problems« resultiert – und zeigt deshalb auch blinde Flecken im Bevölkerungsdiskurs auf (wie die Ignoranz gegenüber der Situation von Fabrikarbeitern und -arbeiterinnen im Hinblick auf die Mutter-Kind-Gesundheit, Familienstruktur et cetera).

Huhle will letztlich zu einer umfassenderen Beschreibung der kolumbianischen Gesellschaft während des Kalten Kriegs gelangen. Sie argumentiert, dass Bevölkerungsdiskurse eben nicht nur auf Soziologie, Demografie oder Medizin abzielten, sondern auch auf die Schaffung einer modernen Nation mit eigenverantwortlichen Bürgern und Bürgerinnen, die durch ihr Sexual- und Reproduktionsverhalten die Entwicklung ihres Landes vorantrieben. Die Argumentation der Autorin ist auch deshalb überzeugend, weil sie einerseits quellennah und detailliert vorgeht, andererseits ihre Ergebnisse konsequent in die wissenshistorische Fragestellung und die Forschungsliteratur eingliedert. Wünschenswert für weitere Forschungen wäre, die Rolle von UN-Organisationen (wie der Weltgesundheitsorganisation) noch stärker mit einzubeziehen.

*Claudia Prinz (Berlin)*

## Die DDR und Angela Davis

---

*Sophie Lorenz, »Schwarze Schwester Angela« – Die DDR und Angela Davis. Kalter Krieg, Rassismus und Black Power 1965–1975, Bielefeld (transcript) 2020, 304 S., 49 €*

Die afroamerikanische Bürgerrechtlerin Angela Davis ist bis heute fest im kollektiven Gedächtnis ostdeutscher Jahrgänge vor 1965 verankert. Ende der 1960er Jahre geriet die junge afroamerikanische Professorin, die Mitglied der Kommunisti-

schen Partei der USA war und der Black Power-Bewegung nahestand, ins Zentrum internationaler Aufmerksamkeit. Sie setzte sich für eine Gruppe afroamerikanischer Gefängnisinsassen ein, der sogenannten Soledad Brothers. Während des Gerichtsprozesses kam es zu einem Befreiungsversuch mit mehreren Toten. Da einige der Tatwaffen auf Davis registriert waren, geriet sie selbst ins Visier der Justiz. Nach ihrer Inhaftierung initiierten UnterstützerInnen von Davis eine Solidaritätskampagne, die bald internationale Dimensionen entfaltete. In der DDR orchestrierte die SED unzählige Aktionen zugunsten von Davis: Fast jedes Schulkind versandte eine Postkarte in die USA zur Unterstützung der Bürgerrechtlerin, ArbeiterInnen sammelten Hunderttausende von Unterschriften und Orchester gaben Solidaritätskonzerte. Nach dem 1972 erfolgten Freispruch reiste die mittlerweile berühmte Aktivistin durch verschiedene sozialistische Länder, darunter in die DDR, um der Bevölkerung für deren Solidarität während ihrer Inhaftierung zu danken. In den kommenden Jahren kehrte sie zu verschiedenen Anlässen dorthin zurück und pflegt bis heute ihre Verbindungen nach Deutschland.

Das enorme Ausmaß der Kampagne und Davis' Verbundenheit mit der DDR sind mehr als gute Gründe, das Thema genauer zu untersuchen. Wie Sophie Lorenz in ihrer Einleitung ausführt, analysiert sie die Beziehungen zwischen der amerikanischen Bürgerrechtlerin und der DDR aus zwei Perspektiven: Zum einen steht die Person Angela Davis im Vordergrund, zum anderen untersucht Lorenz die DDR-Solidaritätskampagne. Diese doppelte Perspektive begründet Lorenz nachvollziehbar: Die afroamerikanische Aktivistin gelte bis heute als »revolutionäre Symbolfigur der anti-autoritären Jugendproteste«, sie habe für das zerrüttete amerikanische Jus-

tizsystem und für die militante Black Power-Szene gestanden. Der Kern ihres Engagements sei aber – entgegen der bis heute verbreiteten Wahrnehmung als Black Power-Ikone – Davis' »Bekanntnis zum Kommunismus« gewesen, wie Lorenz in ihrer Studie plausibel nachweist. Davis' politische Überzeugungen glichen jedoch nicht in allen Punkten der SED-Sichtweise, sondern bezogen sich auch auf in der DDR verschriene Ansätze der Neuen Linken. Dies macht sowohl Davis' Verbundenheit mit der DDR als auch die Solidaritätskampagne des SED-Regimes erklärungsbedürftig. Lorenz möchte dieses Paradox auflösen, indem sie zunächst Davis' »politisch-ideologischen Identitätsskizzen« ergründet, die den Schlüssel für ihre Verbundenheit mit der DDR darstellte. In einem zweiten Schritt erforscht sie Bedeutungszusammenhänge, Vorstellungswelten und kollektive Sinngebungen der Solidaritätskampagne und ordnet diese in die Solidaritätspolitik des ostdeutschen Staates ein. In den vier Hauptkapiteln – zwei davon sind primär den USA und Davis, zwei der DDR gewidmet – gelingt es Lorenz, den transnationalen Anspruch ihrer Arbeit gewinnbringend umzusetzen.

Im ersten Kapitel erläutert Lorenz die Bedeutung der Solidaritätspolitik für die DDR. Diese war wichtiger Teil des Selbstlegitimierungsdiskurses des SED-Regimes während des Kalten Krieges, diente nach innen sowie nach außen zur Darstellung der Überlegenheit des sozialistischen Systems und war fester Bestandteil der Herrschaftssicherung. Die schwarz-rote Verbundenheit war Teil dieser Solidaritätspolitik und baute auf bereits bestehende afroamerikanisch-sowjetische Beziehungen der 1920er und 1930er Jahre auf. Durch die afrikanischen Befreiungsbewegungen und den Aufschwung der Bürgerrechtsbewegung in den USA gewann das The-

ma in der sozialistischen Welt in den 1960er Jahren verstärkt an Relevanz. Die SED maß der Solidarität mit dem »anderen Amerika« vor dem Hintergrund der deutsch-deutschen Konkurrenzsituation und der nationalsozialistischen Vergangenheit besondere Bedeutung zu. Lorenz rekonstruiert in diesem Kapitel überzeugend, wie die DDR eine imaginierte Zusammengehörigkeit mit der afroamerikanischen Bevölkerung postulierte und die Nähe zu afroamerikanischen AktivistInnen suchte. Die antirassistische Solidaritätspolitik entwickelte sich so zu einem wichtigen Bestandteil des Selbstverständnisses der DDR und sollte nach dem Willen der SED gerade für die Bindung der Jugend an den Sozialismus eine große Rolle spielen. Lorenz verknüpft in diesem Kapitel bestehende Forschungsergebnisse zur sozialistischen Solidaritätspolitik mit Erkenntnissen zu den frühen Verbindungen der sozialistischen Welt zu afroamerikanischen BürgerrechtlerInnen und schafft damit eine wichtige Grundlage für die spätere Einordnung der Davis-Kampagne in die Solidaritätspolitik der DDR.

Im zweiten Kapitel beleuchtet Lorenz die US-amerikanische Seite des schwarz-roten Bündnisses. Sie geht erneut auf die frühen Kontakte afroamerikanischer AktivistInnen ins sowjetische Ausland ein, fragt in diesem Kapitel aber nach der Bedeutung dieser Beziehungen für den afroamerikanischen Bürgerrechtsaktivismus. Lorenz arbeitet heraus, wie afroamerikanische AktivistInnen in den 1960er und 1970er Jahren an »alte kommunistisch-afroamerikanische Verbundenheitsvorstellungen und Beziehungen und der Idee eines internationalen rot-schwarzen antirassistischen Bündnisses« anknüpften. Sie bestärkt damit die in der neueren Forschung vertretene These, dass die Wurzeln der Black Power-Bewegung und des linken Bürgerrechtsaktivismus

der 1970er Jahre im Bürgerrechtskampf der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts liegen und diese somit nicht als ein neues Phänomen oder völliger Bruch mit der etablierten Bürgerrechtsbewegung zu bewerten sind. Da Lorenz die schwarz-roten Beziehungen in zwei getrennten Kapiteln behandelt, treten gewisse erzählerische Redundanzen auf. Nichtsdestotrotz gelingt es Lorenz, die afroamerikanische und die sozialistische Perspektive geschickt miteinander zu verbinden und damit eine fundierte Basis für den Kern ihrer Arbeit zu liefern.

Von diesem historischen Hintergrund ausgehend widmet sich Lorenz im folgenden Kapitel Davis' biographischer Erfahrung. Sie stützt sich dabei hauptsächlich auf Davis' Autobiografie und zeigt, wie sich die Hinwendung der afroamerikanischen Aktivistin zum Kommunismus vollzog und sich ihr Bündnisinteresse mit der sozialistischen Welt entwickelte. Schade – aber natürlich nicht der Autorin anzulasten – ist, dass der Vorlass der Bürgerrechtlerin zur Zeit von Lorenz' Recherchen noch nicht zur Verfügung stand und Angela Davis nicht zu einem Zeitzeugeninterview bereit war. So muss die Frage, wie Davis zu den ihr wohl bekannten Menschenrechtsverletzungen in den sozialistischen Ländern stand und warum sie zumindest nie öffentlich Kritik an diesen übte, auch weiterhin unbeantwortet bleiben.

Das Kernstück von Lorenz' Arbeit folgt im vierten Kapitel. Sie konstruiert Stück für Stück den Verlauf der Kampagne – von den ersten Meldungen über Davis' Inhaftierung im Herbst 1970 bis hin zum Besuch der DDR nach ihrer Freilassung 1972 und den Feierlichkeiten zu den Weltjugendfestspielen 1973 in Ostberlin führt die Autorin die LeserInnen durch die Phase der intensivsten Beziehungen zwischen Davis und der DDR. Lorenz nutzt dafür eine Vielzahl

hauptsächlich staatlicher Quellen, unter anderen SED-interne Papiere, MfS-Berichte über die Veranstaltungen während ihres Besuches, die tägliche Pressebeurichterstattung sowie Filmausschnitte. Besondere Aufmerksamkeit widmet sie dabei der antirassistischen Solidaritätsrhetorik: Davis wurde in bereits bekannte Erzählmuster der sozialistischen Solidaritätsdiskurse eingebunden; es fanden aber auch Elemente aus der afroamerikanischen Kampagne Eingang in die SED-gesteuerte Erzählung. Letztere zeugen nach Lorenz davon, dass die DDR sich als Verbündete einer »antirassistischen Bewegung« darstellen wollte. Gleichzeitig sind in der Beschreibung Davis' aber auch rassistische Begriffe und ein »exotisiertes und teilweise erotisiertes Bild« nachweisbar. Eine vertiefte Analyse dieses Befundes und eine stärkere Rückbindung an die Debatten zu Rassismus in der DDR hätten hier gewinnbringend sein können.

Während der Davis-Kampagne vollzog sich der Machtwechsel von Walter Ulbricht auf Erich Honecker (Mai 1971), der zunächst Hoffnungen auf eine kulturelle Lockerung schürte. Wie Lorenz zeigt, passte die Kampagne für Davis sehr gut in das von Honecker angestrebte Bild eines modernen sozialistischen Staates. Die Kampagne wurde nach Willen der SED besonders auf die Jugend ausgerichtet, wie die Postkartenaktion der Jugendzeitschrift der FDJ *Junge Welt* anlässlich von Davis' 27. Geburtstag im Januar 1971 verdeutlicht. Davis hob sich mit ihrem »revolutionäre[m] Glamour und radikale[m] Chic westlicher Prägung« von dem bis dahin als vorbildhaft präsentierten Arbeiterinnenhabitus ab.

Lorenz geht davon aus, dass sich die vom Staat orchestrierte Kampagne im gewissen Maß verselbstständigte und eine echte Begeisterung unter den Jugendlichen hervorrief, wie zum Beispiel am Empfang von Davis in der DDR 1972

zu erkennen ist – die Menschenmengen übertrafen die Erwartungen der Staatsführung bei Weitem. Dieser interessante Befund wird nur kurz angerissen und nicht mit den in der DDR-Forschung geführten Debatten zum komplexen Verhalten der Bevölkerung gegenüber der staatlichen Politik, wie zum Beispiel eigensinnigem Verhalten, verknüpft. Lorenz begründet den Verzicht auf die Untersuchung der individuellen Ebene mit ihrem Forschungsfokus auf die staatlich intendierten kollektiven Aneignungsprozesse. Diese Entscheidung ist bedauerlich, denn so erfährt der/die LeserIn nur wenig darüber, wie die Solidaritätskampagne jenseits der offiziellen Politik auf die Bevölkerung der DDR wirkte und welche Spuren sie dort hinterließ. Kritische Stimmen zur Kampagne oder auch eine jenseits des staatlichen Diskurses zu verzeichnende Umdeutung von Davis' Aktivismus in verschiedenen Teilen der Gesellschaft werden nicht thematisiert. Die Autorin konzentriert sich mit ihrer Quellenauswahl und den gestellten Forschungsfragen vielmehr auf den Staatsapparat. Sie weist überzeugend nach, dass die afroamerikanische Aktivistin der SED die Möglichkeit für eine »moderne, popkulturell anmutende Inszenierung von Solidarität« bot. Davis wurde zum »jugendlichen Pop-Idol in der alternden und zudem fast ausschließlich männlichen Helden-Ikonografie der DDR« und vermochte dadurch die DDR-Jugend zu begeistern.

Mit ihrer Arbeit legt Lorenz eine gelungene Aufarbeitung der staatlichen Seite der Solidaritätskampagne für Davis in der DDR vor und schließt damit eine Forschungslücke. Die Studie besticht zudem mit ihrer transnationalen Perspektive: Lorenz verortet Davis' DDR-Engagement in ihrer Biografie und im US-amerikanischen Kontext ihrer Zeit und bettet dieses Beziehungsgeflecht durch

den Rückgriff auf die vorhergehenden schwarz-roten Kontakte auf beiden Seiten historisch ein. Überzeugend legt Sophie Lorenz dar, dass ein imaginiertes Gemeinschaftsgefühl auf beiden Seiten entstand, das ein wichtiger Bestandteil der DDR-Solidaritätspolitik sowie des linken afroamerikanischen Protestes der 1960er und 1970er Jahre war. Somit ist diese gut lesbare Studie für HistorikerInnen der DDR- und US-amerikanischen Geschichte – und natürlich für alle an der Person Angela Davis Interessierte – gleichermaßen zu empfehlen.

*Maria Schubert (Bochum)*

## Inoffizielle Musikszene und staatliche Kulturpolitik in der späten Sowjetunion

*Christian Werkmeister, Jugendkultur im »punkigsten Land der Welt«. Inoffizielle Musikszene und staatliche Kulturpolitik in der späten Sowjetunion, 1975-1991 (Forschungen zur osteuropäischen Geschichte; Bd. 88), Wiesbaden (Harrassowitz) 2020, 332 S., 30 Abb., 4 Tabellen, 48 €*

Werkmeisters Titel ist hervorragend gewählt. Ob der zitierte Zeitzeuge mit seinem Urteil, die UdSSR sei das »punkigst[e] Land« richtig lag, ist für die Arbeit weniger von Belang als der implizite Hinweis darauf, dass die spätsowjetischen Strukturen und Handlungsräume die Entwicklung von überraschend großen Jugendkulturen ermöglichten. Der Autor zeigt, wie komplex und mitunter widersprüchlich inoffizielle Musikszene mit dem offiziellen Kulturapparat der späten Sowjetunion verschränkt waren. Im Zentrum stehen dabei die beiden vornehmlich durch Musik motivierten Punk- und Heavy-Metal-Szenen. Diese konnten sich durch Kompromisse mit den Inhabern

des Kulturmonopols arrangieren und bestehende Einrichtungen im eigenen Sinne umdeuten. Auftritte der entsprechenden Musikgruppen erfolgten häufig in rechtlichen Graubereichen. Der Platz der diversen alternativen Szenen im spätsozialistischen Alltag lässt sich daher laut Werkmeister auch nicht in Hinblick auf die starre Differenz von Legal und Illegal erfassen, sondern eher auf die dynamischere von Offiziell und Inoffiziell – eine Unterscheidung, die unter engen, aber sich wandelnden Rahmenbedingungen immer wieder neu verhandelt werden musste. Diese kleinteiligen, lokal unterschiedlichen und vielschichtigen Aushandlungsprozesse zwischen den Kulturverantwortlichen (*Kulturniks*) und den beiden Musikszene untersucht Christian Werkmeister anhand der Entwicklungen in Vilnius und Moskau.

Die Arbeit schließt vor allem an gesellschafts- und politikgeschichtliche Studien zur Sowjetunion an, während Verweise auf neue pophistorische Ansätze sporadisch bleiben. Die Untersuchung folgt daher politischen Zäsuren, die Werkmeister vor allem im Wechsel der sowjetischen Partei- und Staatsoberhäupter sieht. Er beginnt in der Brežnev-Zeit und damit in einer Epoche, in der die herrschende Partei sich immer weniger bemühte, die eigenen Kulturvorstellungen in der Bevölkerung zu verankern, und die Entstehung inoffizieller Musikszene zunehmend hinnahm. Unter Andropov und Černenko sei zwischen 1982 und 1985 dann eine Re-Ideologisierung des Kulturellen erfolgt. *Kulturniks* kündigten alte Kompromisse mit Jugendlichen auf und fügten den inoffiziellen Musikszene schwere Schäden zu. Eine Durchherrschaft dieser Szenen gelang jedoch nicht, denn die Geister, die unter Brežnev in die Freiheit entlassen worden waren, konnten auch die beiden auf ihn folgenden Geronten nicht vollends